

Nachstehende Firmen von Wilsdruff und Umgegend

halten sich bei Bedarf bestens empfohlen:

- Inkallateur**
Soiter, Ferd. (Fab. Lubm. Pöhlwig), Markt 10. ☎ 542.
- Kolonialwaren- und Landesprodukten-, Tabak- und Zigarrenhandlung**
Kentsch, Kurt, Parkstraße 134 Z.
- Ladestation für Akkumulatoren und Batterien**
Sichante, Arthur, Zeller Straße 29. ☎ 2.
- Malergewerbe**
Schindler, Edwin, Hobeistraße 134 Y. ☎ 71.
- Milch- und Butterhandlung**
Bartel, Alfred, Braunsdorf (tägl. Lieferung ins Haus).
- Molkereierzeugnisse jeglicher Art**
(tägl. Lieferung frei Haus)
Dampfmolkerei Blankenstein (Fab. Hans Bräuer).
- Schleifmahl, Drechselei und Schirmreparaturwerkstatt**
Aberle, Kurt, Meißner Straße 266.
- Schlossermeister**
Bräuer, Karl, Töpfergasse 246.
Nidel, Arthur (Ab. Trepte Nachfolger), Rosenstraße 73.
- Stuhlfabrik**
Schreibler, Arthur, Löblauer Straße 298 B. ☎ 51.
- Tischlereien**
Abolf. Schlichenmaier, Möbelfabrik, Anfertigung von Fenstern und Türen sowie Bauarbeiten aller Art, Möbelfabrik, Spez. Schlafzimmer und Küchen. ☎ 38.
Nur echte Möbel:
Deeger, Georg, Zedlerstraße 180. ☎ 31.
- Tonwaren-Spezialgeschäft**
Pöng, Clemens, Bahnhofstraße 142.
- Uhren, Gold- u. Silberwaren, Optik, Radio-Anlagen und Zubehör**
König, Fr. (Nicolas Nachf.), Freiberger Str. 5B. ☎ 134.
- Viehhandlung (Ruh- und Schlachtvieh)**
Berch, Gebr., Kesselsdorf. ☎ Wilsdruff 471.
- Viehstallierer**
Solfert, Paul, Freital-P., Lehnhay Nr. 8.
- Woll-, Strumpfwaren- und Garnhandlung**
Rehme, Max, Bahnhofstraße 121.
- Zeitung**
Wilsdruffer Tageblatt, Zeller Straße 29. ☎ 6.
- Zentralheizungen**
Schwepde, Franz, Ingenieur, Bismarckstr. 35. ☎ 511.

Feuchte Kuriositäten.

Von G. W. Beyer.

Wir genießen nicht allein den zweifelhaften Vorzug, in recht schlechten Zeiten zu leben. So ähnlich wie uns ging es unseren Vorfahren während des dreißigjährigen Krieges. Da konnten sich die wenigsten, die von den sechzehn Millionen Einwohnern des Deutschen Reiches übrig geblieben waren, einen Krug Bier leisten, und die Brauhäuser, die meistens den Gemeinden gehörten, mußten ihren Betrieb gewaltig einschränken. So auch das Hamburger. Eine Menge kupferne Braupfannen waren mit einem Male überflüssig geworden, und niemand wußte so recht, was mit ihnen anfangen. Weil aber Schweden und Kaiserliche gleichermäßen Gelüste auf die freie Hansestadt hegten, kam ein schlauer Kopf auf den Einfall, die Braupfannen zur Befestigung Hamburgs zu benutzen. Die kupfernen Behälter wurden also in aller Eile umgegossen und zu Kanonen verwandelt. Es war aber ein doppeltes Glück, daß die Stadt doch nicht ein einziges Mal angegriffen wurde. Erstens nämlich wurde den Hamburgern dadurch viel Elend erspart, und zweitens hätten die Vierkanonen doch nicht getroffen. Die hatten alle den Rechtsdrall. Das Hamburger Bier war ja auch früher seiner Süffigkeit und Stärke wegen berühmt.

Wenn sich auch nach dem Dreißigjährigen Kriege die Zeiten etwas zum Besseren wandten und somit auch der Biergenuß wieder einen Aufstiege erlebte, so tat doch eine von Frankreich und Holland ausgehende Aenderung der Geschmacksrichtung dem deutschen Gerstenjaß manchen Abbruch. Hatte noch zu Friedrich des Großen Jugendzeiten das Bier auf keinem Tische fehlen dürfen, so kamen jetzt Tee, Kaffee und Schokolade in Schwang. Daraufhin belegte Friedrich II. den Kaffee mit einer außerordentlich hohen Steuer von 7½ Groschen je Pfund. Die Beschwerden der Kaffeeliebhaber über diese Maßnahme ließen natürlich nicht auf sich warten. Doch der große König erwiderte kategorisch: „Es ist abscheulich, wie weit es mit der Konsumtion (Verbrauch) des Kaffees geht, und reichen keine 600 000 Thaler, die dafür jährlich aus dem Lande gehen. Das macht, ein jeder gemeine Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee, weil solcher auf dem Lande leicht zu haben ist. Wird das ein bißchen eingeschränkt, so werden sich die Leute wieder an das Bier gewöhnen, und das ist zum Besten. Uebrigens bin ich selbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen worden und das ist viel gesünder als der Kaffee.“

Der Ansicht des großen Königs waren auch die Landprediger in der Nähe seiner guten brandenburgischen Stadt Kottbus. Und darob kam es zu einem lustigen Krieg zwischen ihnen und dem Rate der Stadt. In den umliegenden Dörfern durfte einer alten Verfügung zufolge nur Kottbuser Bier ausgeschenkt werden. Lediglich die Landprediger hatten die Ermächtigung, ihren Hausbrunnen selbst zu brauen. Dieses Privileg nutzten die frommen Herren dazu aus, in ihrem Hause auch an Kirchenfesten den edlen Gerstenjaß auszuschenken, und in manches Pfarrers Keller lag mehr Bier, als er selbst und seine Angehörigen in ihrem ganzen

Leben trinken konnten. Darüber ärgerten sich die Kottbusser, und sie hielten den Landeshauptmann, den Pfarrern das Bierbrauen zu verbieten. Die Geistlichen wieder wandten sich an ihre Obrigkeit: Die Kottbusser läden den Jern des Himmels auf sich, wenn sie Gottes Dienern das Bier nicht gönnten. Eine solche Einstellung der Kottbusser sei auch recht unpraktisch, denn wenn sie auch nicht zu den Gemeinden der betroffenen Landgeistlichen gehörten, so hätten doch die Prediger die Städter „allezeit in ihr Gebet eingeschlossen und ihnen gutes Gedeihen ihrer Braunahrung und langes Leben gewünscht.“ Unter den jetzigen Umständen könne man natürlich nicht von ihnen verlangen, daß sie diesen frommen Braud auch in Zukunft üben. Auf diesen Hilferuf hin beschäftigte sich der Generalsuperintendent mit der Angelegenheit und wandte sich an die Kottbusser. Er meinte, es sei nicht recht, wenn die den „armen Pastoren und Kirchendienern“ das Bierbrauen unterzogen wollten. Diesen Vorwurf mochten die Kottbusser nicht auf sich laden, und so einigte man sich dahin, daß die Geistlichen auch weiterhin brauen dürften, aber hoch und heilig versprachen, an keinen Fremden etwas abzugeben.

Aus solchem Federkrieg geht klar und deutlich hervor, welche Bedeutung man allgemein dem Bier zuschrieb. Da kam es auch nicht Wunder nehmen, hören wir nachfolgende Geschichte: Als Jan Bolleson, der Schneider aus Seiden, sein Widertäuferreich in Münster gründen wollte, mußten auch die Nonnen des Klosters Marienthal flüchten. Die guten Frauen hatten natürlich auf der Flucht unter manchem Mangel zu leiden, doch das Schlimmste war, daß ihnen das Bier fehlte. Die Not muß fürchterlich gewesen sein, denn einige „hebben so grotten dorst gehat, dat se water drunken“. Wasser muß damals überhaupt recht unbeliebt gewesen sein, denn sonst wäre nicht Jan Bolleson auf den Einfall gekommen, es zu einer neuen Straftat zu verwenden. Unter seiner Herrschaft wurde eine Reihe von Gebäuden abgerissen, vor allem Kirchen. Die Ruinen nannte man amtlich Steinfuhlen. Wenn nun ein Bergglücker doch von ihnen als den Kirchen sprach, so mußte er zur Strafe auf der Stelle einen Krug Wasser trinken. Glücklicherweise währte die Herrschaft der Widertäufer nicht lange, und auch die Marienthaler Nonnen durften in ihr Kloster zurückkehren. Wie die Chronik berichtet, sorgten sie zuerst für Bier. Leider standen ihnen anfänglich nur Schlenk und saure Beeren als Rohstoffe zur Verfügung. Doch glücklicherweise hören wir, daß ihr Bier mit der Zeit besser wurde, und so fühlten sich die frommen Weiblein endlich wieder wohl. Hoffentlich können wir in absehbarer Zeit das gleiche von uns behaupten. Nicht etwa, daß wir über die Güte unseres heutigen Bieres zu klagen hätten, aber die künstliche Verteuerung durch ungeheuer hohe Steuern macht manchmal unter uns eben solchen Kummer wie den Marienthaler Nonnen ihr Getränk aus Schlenk und sauren Beeren.

Zwischen zwei Bräuten.

Skizze von Otto Borris.

Es war nach der Frühjahrbestellung 1920. Der große Bauernhof lag träumend unter hohen Bäumen. Nur aus den Ställen kam hin und wieder das Stampfen eines Pferdes oder das Geräusch einer Kette. Allein in der logenartigen großen Stube flackerte noch eine dürftige Petroleumlampe. Da stand Johannes Sädle groß, breitspurig in den derben Militärstiefeln, den festen Knotenstod in der Hand, die Mütze schief auf dem Ohre, daß die blonden Haare hervorquollen, und sah geruchsam dem Bauern zu, der sich um einen schweren Rucksack zu schaffen machte. Seit der Brussilowoffensive befand sich Johannes als Gefangener auf dem Hof. Er war Wolgaischwabe, fleißig, anständig und unentwegt. Selten konnte man gewahren, daß seine grobgehauenen, podennarbigten Züge in Bewegung gerieten. Das Beste aber an ihm waren seine Grundzüge, die es ihm ermöglichten, sich mit verschiedenen Unebenheiten des Lebens auf eine geräuschlose Weise abzurufen. Als ihn eine ungarische Patronin fing und ihn bei der nächsten deutschen Feldwache abliefern, übernahm er selbst die Meldung: „Ein Gefreiter, zwei Mann und ein Gefangener“, fügte sogleich treuherrig hinzu: „Die anderen verstehen nicht deutsch.“ Auf dem Hofe schätzte man Johannes Sädle. So war man froh, daß man ihn beim Gefangenenaustausch übersehen hatte und er bleiben konnte.

Nun aber erklärte Johannes, er müsse gehen. Jetzt erst erfuhr der Bauer, daß der Gefangene daheim eine Braut habe. Sie hätte ihm über Schweden öfter geschrieben und ihm ewige Liebe und Treue zugesichert. Es waren in den ersten zwei Jahren vier Briefe, in den letzten freilich keiner. Und darum müsse er nun gehen.

Der Bauer legte ihm für treue Dienste einen schieren Sundertmarckschein auf den Tisch und füllte ihm den Rucksack mit Wäsche, Wurst, Speck und Brot. Die Wanderung war weit, und über die Bahnhaltstufen in dem revolutionären Russland wußte man nicht Bescheid.

Johannes hob unbeweglich den Sundert in die Westentasche. „Der Bauer ist gut“, sagte er kurz. Dann betrachtete er kritisch den Rucksack und begann Wurst um Wurst, Wäsche und ein Brot auszuspacken.

„Nimm nur! Ich geb's gern“, mahnte der Bauer. Johannes schüttelte den Kopf: „Ne, Herrle! — er sprach das Wort so, wie ein anderer etwa Ehef oder Was gesagt haben würde — „der ist zu dick. Wo was ist, da kann man plündern. Wo mir ist, läßt man's sei bleibe.“

Nach ein Händedruck: „Komme wieder, Johannes, wenn es Dir dort drüben nicht gefällt!“ — „I komme“, war die kurze Entgegnung. Dann verschwand Johannes in der Nacht, die ihm den Weg über die Grenze sichern sollte.

Hätte der Bauer gewußt, daß draußen im Nichtenwaldchen Jette, die Magd, auf den Wanderer wartete, und geahnt, was zwischen ihnen verabredet worden war! Unter den dunklen Föhren schlangen sich zwei Arme um den Hals des Mannes, und mit vielen Tränen, Küffen und Seufzern wurde noch einmal der Paß besiegelt: „I hol mei Wort zurück. Das Bärble lieb i nimmer. Jetzt lieb i Dich. Aber Wort ist Wort; und wenn i frei bin, alsdann bin i wieder hier, und s wird gefreit.“

Die kleine kuglige Jette sah ihm noch lange nach, wie er mit seinen Schritten davonstrebte. Ihre Braunaugen füllten sich aufs neue mit Tränen. Dann aber dachte sie daran, daß sie am nächsten Tage früh zum Weilen aufstehen müsse, und schlich bedrückt in ihre Kammer.

Der Juni kam. Die Rosen blühten. Die Nachtigallen hatten aufgehört zu schlagen. Das Heu wurde eingefahren. An Johannes' Stelle arbeitete ein anderer Bursch. Franz war braun, fleißig und stets lustig. Immer hatte er seine besonderen Scherze. Galt er Jette vom Fuder herab, dann kniff er sie wie unabsichtlich. Bat sie ihn, die empfindliche Kottbuser beim Weilen zu halten, dann zerrte er das Vieh zur unpassendsten Gelegenheit beim Schwanz. Nette mußte

Bermischtes

Haarsee in Hoover-Zähnen. Vor einiger Zeit geschah es, daß Herbert Hoover, der Präsident der Vereinigten Staaten, sich in Washington in eine Zahnklinik begab, um seine Zähne in Ordnung bringen zu lassen. Nach eingehender Untersuchung sagte der Zahnarzt: „Es läßt sich leider nicht vermeiden, Herr Präsident — drei bis vier Zähne werden gezogen werden müssen!“ Mit Heroismus setzte sich Hoover in den Wartesaal und ließ sich die drei bis vier Zähne ziehen. Worauf ein junger Gehilfe des Zahnarztes auf den guten Einfall kam, die drei bis vier Zähne zu sammeln und ein Geschäft mit Hoover-Zähnen zu eröffnen. Er sammelte aber nicht nur die drei bis vier echten Präsidentenzähne, sondern auch noch alle andern Zähne, die sein Herr und Meister an diesem Tage und an den vorangegangenen Tagen aus Menschenmündern entzerrt hatte. Und Zuerstentens und Andenkensammer kaufte die echten und die unechten Hoover-Zähne zu einem halben Dollar das Stück. Und zwei oder drei Tage später wurden in Washington und Umgebung Hoover-Zähne zu zehn Dollar das Stück verkauft. Es war ein überaus schwinghafter Handel, dem erst ein Ende bereitet wurde, als jemand merkte, daß mehr Hoover-Zähne im Umlauf waren, als die ganze Familie des Präsidenten hätte liefern können, selbst wenn sie sich sämtliche Zähne hätte ziehen lassen. Als diese betrübliche Tatsache festgestellt war, trat ein furchtbarer Preissturz in Hoover-Zähnen ein, und jetzt geben sie drüben auch nicht mehr einen Cent pro Stück.

Bücherchau.

In Reclams Universal-Bibliothek erschien: Jakob Schaffner: Der lachende Hauptmann. Novelle. Mit einem Nachwort „Heimat und Welt“ vom Verfasser. Nr. 7152. Geh. 40 Pf., geb. 50 Pf. In dieser Erzählung aus der Zeit der russischen Kämpfe zwischen Weiß und Rot, die eigentlich eine düstere Kriegsbildung ist, gestaltet der große Schweizer Dichter dramatische Geschehen in einer einzigen großartigen Szene von merkwürdiger Konzentration. Wie im Wassertropfen in einen Punkt gebannt ist Steppen, Soldaten, Bewitter, eine Frau, ein paar Schicksalsstunden zwischen Kavalen, unheimlich geladen mit praller Spannung; wie im Blitz taucht das auf, loht vorbei und ist gewesen. Und unversehlich wie vom Blitz in die Seele gezeichnet bleibt das Bild des sterbenden „lachenden Hauptmanns“ Wolstoff, seiner todesmutigen Geliebten und des finstern Triumphtors.

Wets furchtbar lachen. Zuweilen fand sie Rosen und feuchte Bergföhneinnicht in ihrem Bette, dann wurde sie ernst.

Das Getreide wurde gelb. Jette hatte noch immer nicht geküßt. Aber wie die fahlen Stoppelfelder Schnulst und Trübistum in ihr wedten, der Fahnenfahre weithin durch die feuchte Luft scholl und die Kraben in Scharen von und zu Holze zogen, stand die Magd in freien Stunden öfter in dem neuen Walden. Ihr einlames Herz froh. Es schante sich nach der Rächstliebe, die weder nahe Verwandte noch ein gültige Herrschaft zu spenden vermögen. Beim Weilen sang sie schwermütige Lieder. Franz lauflachte ergriffen. Er fimp an, sie auf ihren einsamen Gängen zu beschleichen.

Jette war zornig. Ihr schroffes „Nein“ wiederholte sich öfter und artete schließlich zu einer Ehrzeige aus. Das war Franz zu viel. Er gab sie auf. Nun wollte sie; denn sie fühlte sich jetzt erst recht vereinsamt. Ihre roten Augen erweckten in seiner Seele Mitleid; und was kommen mußte, kam. Der Bauer hatte guten Grund, mit ihnen unzufrieden zu sein. Sie ließen sich lange weden, bevor sie aufstanden. Bei der Arbeit waren sie langsam und schläfrig. Er erkannte den Grund des Nebels und beschloß, Franz zu entlassen. Erstens war der Winter hereingebrochen und sowieso nicht viel zu tun, und zweitens arbeitete Jette seit längerer Zeit auf dem Hofe als Franz.

Das Mädchen wurde wieder einsam. Nur dann und wann brachte der Postbote einen Brief mit Franzens ungelener Handchrift, in dem stets der Rehrreim erklang: „Wir wollen heiraten und in eine Häuslerstelle ziehen.“ Das kam aber für sie nicht in Frage; denn in ihrer Seele tauchte wieder das Bild des großen, blonden Mannes auf.

So kam der Frühling heran. Der Ader wurde schneefrei. Die Saaten grünten. Verchen trillerten hoch im silbernen Himmel. Es war soweit, daß Pflug und Egge wieder ihren Dienst antreten sollten. Der Bauer fragte sich hinterm Ohr: Woher jetzt einen Knecht nehmen? Die Frage wurde immer dringlicher. Da klopfte es, gerade als er die Weine zum Abendessen unter den Tisch strecken wollte, und herein trat Johannes. „Grüß Gott!“ sagte er schlicht.

Der Bauer sprang auf. Jette war einer Ohnmacht nahe. Der Ankömmling aber setzte sich geruchsam auf denselben Platz, wo er immer gesessen. Als wenn er nicht den langen Weg von der Wolga zu Fuß hin und her marschiert, mehrmals verhaftet und freigelassen worden wäre, nicht Säbne und Frostnächte stehend im Walde zugebracht, sich durch Posten geschlichen, nachts mit Rättern und am Tage mit wildbegeißerten Horden herumgeschlagen hätte. Nur sein mageres Gesicht, die hohlen Augen und das zerlumpte Äußere redeten eine deutliche Sprache.

Jette konnte es nicht erwarten, mit ihm allein zu sein: „Ah — oh Johannes! Jetzt trennt uns niemand. Nun heiraten wir. Der Bauer will schon lange einen Instmann für dauernd einstellen.“ Johannes blieb unbewegt. „Ist die Bärbele Dir treu geblieben?“ fragte sie angstvoll.

„Nein“, sagte er schlicht. „Sie hat einen anderen.“

Jette jubelte: „Also ist ja alles in Ordnung.“

Er schüttelte ernst den verulzten Haarschopf: „Nein, i hob mei Wort nit zuckgetriegt. Sie ist untreu worrn.“

„Ja, wenn Du sie so lange allein läßt!“

„Das ist es eben. Was die ein mache kann, tut die andere auch.“

„Pst, ich bin doch keine Bärbele!“

„Braut ist halt Braut.“

Jette heulte, schimpfte, fluchte. Sie warf mit dem Bescher, schlug das Vieh grundlos, so sie fiel eines Tages im Ohnmacht geradewegs in Johannes' Arme hinein. Der Bauer, der wohl merkte, woher der Wind wehte, redete Johannes an, weil er gern beide behalten hätte. Es half nichts. Jette die ein gemacht hat, kann die andere auch“, dabei blieb der Knecht.

Da verschwand Jette eines Tages. Sie wollte sich bei Franz' Trost holen. Johannes lächelte verächtlich in sich hinein: „Nun, Herrle, wer hatte recht?“